



Sibirien geschickt werden. Also blieb es jetzt recht hübsch bemüht zu sein. — Nach fünf Minuten war der Tischbestand klar gelegt. Die beiden Droßknechte hatten zuerst fleißig miteinander geklopft und der eine hatte dem andern hübschlich über die Wulstfalten gestrichelt. Hübsch hatte der eine im Strofenotze etwas Barmes schimmern lassen und mit dem Weißgerichte vom Bode aus auf den Fahrdamm hingeleigt: „Wunderschön... dort liegt was... Ein Heiligensbild!... Nimm es auf, daß wir es vor den Tritten der Menschen und Pferde schützen!“

Der Kamerad war schnell zugegriffen und hatte das bunte Ding aufgehoben, daß sich bei näherem Zusehen als ein viel kostbarer Gegenstand darstellte, wie man zuerst angenommen. Das Ding war sicher ein Paar Nadeln weiß. Beide Nadelköpfe waren hell wie das Eigentum daran als reiche Kinder geizig machen, und gerietten dabei in einen handgreiflichen Streit.

Emen Mutterlich hatte das angeblühete Heiligensbild nur kaum flüchtig gemerkt, als ihm fieberndes wurde. Allerhand Gedanken wirbelten durch sein Hirn. Kurz bevor er die Kanzlei heute Abend verlassen, um zu seiner Braut zu gehen, war ihm noch eine Befehlsanweisung des Kaiserministers vorgelegt worden, in der von einem Besuche die Rede gewesen, der die Jarowna bei der Parade betreffen. Dieses mit einer vielen Kostkrone überzogene Medaillon ihrer Hüften mit dem verlorenen Orden etwas Gemeinames zu haben!... Sicher war es der Zalkman, der der Jarowna ihre Nadeln und ihm — dem unglücklichen Strohheber — die Nadel seiner werksamigen Braut auf immer erwerben konnte!... Der junge Emen äußerte noch einen Augenblick; dann, als er die schnapbrennenden Gesichter der beiden Nadelköpfe gemerkt, sah er seinen Gesichtsausdruck. Er steckte das Medaillon ein, griff in die Tasche und zog eine Hand voll Silberbrettel hervor: „Ihr Taugenichtse!“, rief er die beiden Nadelköpfe an, „lehrt mich, daß ich euch einstecken ließe wegen des Strofenotzes, den ihr vollführt!... Aber, ich will Gnade vor Recht ergehen lassen, weil ihr ein Heiligensbild aus dem Strofenotze gerettet! Hier... stellt das Geld rechtlich untereinander! Es ist der Funderlöhn... aber vertritt nicht alles in Wacht, bringt einen freien und fündigen auch noch etwas davon nach Hause! sonst kommt ihr heute doch noch auf die Straße!“

Die beiden Nadelköpfe griffen gleich nach den glänzenden Münzen, vernichteten sich bis zur Erde und ergoffen sich in einen Schwall von Dankesworten zu Ehren des spendenden Kameraden und der heiligen Mutter von Maria, der sie die ungeschönten Nadelköpfe verdanken.

Emen entzog sich den stürmischen Dankesbezeugungen und suchte eilfältig seine Wohnung auf. Nachdem er dort selbst das Medaillon von der Kostkrone befreit, und der Gang der Juwelen in jugendlicher Keimheit ihm entgegenkam, war jeder Zweifel geschwunden: es war der Orden der Jarowna!... Aber, war er — Emen — auch wirklich der Funder?... War er nicht verpflichtet, morgen in aller Frühe eine Audienz bei Seiner Excellenz dem Herrn Hofkammerminister nachzusuchen und in einem offiziellen Protokoll den ganzen Vorgang zu melden?... Aber... wer trug dann die Schuld davon? Der Minister erhielt den allerhöchsten Dank, die Nadelköpfe ein reiches Geschenk, und er — Emen — in besten Galle einen geduldeten Vorkrampf von seinem Vorgesetzten.

Was würde Maria Paulowna sagen, wenn sie erfährt, wie er dicht davon gewesen, die persönliche Huld der schönen Jarowna zu erwerben und wie er sich durch seine Ungeschicklichkeit die hohe Gnade verlor?!

Nein, diesmal zwang ihn der Selbsthaltungstrieb zu einer ungeschicklichen Handlung!... Es mußte sein, sonst riefte er es, die Hand der Braut, sein Lebensglück auf immer zu verlieren!...

Was feierlicher Haß war Emen sich in seine Oalunajon, bestieg eine Troststube und fuhr direkt in das salterische Palais. Dortlich ließ er sich bei dem wachpostenden Wächter melden und wurde, nachdem er den Fundergehalt vorgezeigt, sofort zu dem Kammerherrn von Dienst geführt. Die Jarowna ließ den glücklichen Funder einstecken ihren Dank sagen. Emen mußte einige kurze Angaben über den Funder, sowie über seine Persönlichkeit zu Protokoll geben und wurde dann mit der Zustimmung weiterer Gnadenbezeugungen entlassen.

Als Emen am nächsten Abend zur gewünschten Stunde bei seiner Braut eintrat, erwartete ihn ein ganz anderer Empfang wie tags vor. Maria Paulowna kam ihm schon im Vorzimmer entgegen, worf sich ihm an die Brust und überschüßte ihn mit Küssen und Schmehelworten:

„Wie hübsch bist du mit Dir, mein Seelen! Alle Zeitungen nennen Deinen Namen! Den ganzen Nachmittage ist meine Stuben nicht leer geworden von Besuchern aller Art. Die von mir wissen

wollen, wie es um den Orden der Jarowna beschaffen!... Alle wahrenen die eine solche Karriere. Sicher wirst Du noch in diesen Tagen zum gekrönten Kaiserreich ernannt!... O, wie sie mich alle beneiden! Setzt nach Nla Demianisch noch so mit seinen hübschen Nadelköpfen drück!... Du bekommst sicher den Alexander Neust-Orden, oder das Andreaskreuz!... Das ist viel mehr wert!... Nicht wahr, mein geliebter Emen?“

Der glückliche Funderkam erwiderte die Händelküssen; und doch überkam ihn inmitten seines jungen Lebensglücks auf einmal allerhand schwarze Gedanken, die er begierig mit einem Wadtworte zu bannen suchte. Sein Wad schien ihm mehr ein Trugbild zu sein, das wie eine Kata Morgana in den Steppen, plötzlich in einen dümmigen Nebelsticker sich auflösen konnte. Wenn ihm sein Verstand — das doch im Grunde genommen nur sehr problematischer Natur war — von den weltlichen Fundern des Lebens benämigt wurde?!... Waren seine Angeben nicht eine falsche Veranstaltung gewesen, die er wider besseres Wissen von sich gegeben? Er, ein durch seinen Dienst zu wahrheitsgemäßen Darstellung verpflichtet Beamter!... So hoch und schnell er in den letzten vierundzwanzig Stunden in der Gnade der Jarowna und der Bewunderung des Publikums gestiegen, — so tief konnte er in den nächsten Stunden wieder gefallen sein!

Emens Befürchtungen wuzelten diesmal nicht allein in seiner etwas ängstlichen Individualität. Nla Demianisch, dem es bei seinen Bewegungen um Maria's Gunst mehr um ein festes Eroberungsziel, denn um innige Zuneigung zu thun war, hatte mit sehr gemäßigten Gefühlen den Triumph seines verachteten Nebenbuhlers in den Zeitungen gelesen. Mit dem raubhüterartigen Instinkt seiner graumähen Landbesitzerinnate glaubte er aus den einzelnen Berichten herauszufinden zu wissen, daß da nicht alles ganz in Ordnung war. Wie sollte ein solcher Taugenichtse, wie Emen, der gewöhnlich kaum zu merken schien, was in seiner nächsten Nähe vorging, dessen Kunstgeschick mit seinem eigenen Follenange in einem so lächerlichen Kontraste stand, in dem tiefsten Strofenotze der Sabowaja einen verhältnismäßig so kleinen Gegenstand, wie das Medaillon war, entdeckt haben? Ganz unendlich getadelt! Dieser Sache mußte er auf den Grund kommen. Emen mochte sich in Acht nehmen; und vor allem Maria, sein Täuschchen, in sicherer Hut halten, damit nicht ein wilder Hohnstich plötzlich aus der Luft herabstiege und ihm sein hübsch bewahrtes Kleinod entzieht!... Der trugverlethene Funder begann sich zu nähern nach dem Schwanke und suchte dann die nächstgelegenen Schwanzfedern der Sabowaja ab, während er dort etwas Näheres über das neueste Tagesereignis zu hören. Im Spionieren war er von jeder Gefahr und gefürchtet gewesen.

Der Schwanzin hatte den Spion nicht gefürchtet. Als er die erste Schänke betrat, fingen ihm von der Hand des Wirtches geschleudert, zwei toll betrunnene Gestalten entgegen, die ihren kostbaren nach Nivotichs von in der Nähe haltenden Droßknechten waren.

„Gottknecht!“ fuhr der Funder wütend auf, zog den Halsack und ging auf den Schandwirth los. Dieser verzeigte sich und begann sich wegen seiner Ungeschicklichkeit zu entschuldigen: „Diese Hundeshöhne laufen schon seit vierundzwanzig Stunden hier, sie tralteten Jedermann mit Schnaps. Ihre paar Nadeln haben sie längst vertraut!... Sie behaupten, der Fox werde für sie alles bezahlen, da sie den Orden gefunden, welchen die Jarowna vorgelesen verloren, und von dem in allen Zeitungen und Anschlägen an den Häusern die Rede ist... Die Schurken wissen nicht, was sie reden!... Man muß sie auf die Folter bringen und sie krumm lassen, dann werden sie ihre Lügen gewiß herunterschleichen!“

Nla Demianisch schloß gleich bei den ersten Worten die Augen; er war zuviel auf der rechten Seite. Die beiden Betrunknen mußten sich erst einige Stunden ausruhen. Dann wollten er ihnen gegen ihre Kinnste auftragen. Einige Nadelstiche würden ihm dabei gute Dienste thun.

Und so geschah's. Wenige Stunden mußte der Funder, wer der eigentliche Funder des Ordens gewesen. Emen Dunitzowitsch war ein erschlofer Wad, dem er jetzt die Nadeln abstreifen wollte; das sollte einen Stand geben!... Maria Paulowna konnte ihm die Hand lassen, wenn er — Nla — sich jetzt noch dazu hergab, ihr seine Gunst zu bezeugen. — Aber der stolze Eroberer aus dem Kaulofus hatte sich getraut. Als Nla mit siegesbewusster Miene bei Maria erschien, ihr sein Geheimnis offenbart und Emen mit der Enthüllung derselben bedrohte, richtete Maria sich stolz auf: „Emen ist ein Ehemann! Die Verleumdung eines Ehemanns wird ihm die Gnade der Jarowna nicht rauben... Sollte es nötig sein, so will ich mich selbst der Nadeln zu Füßen

werfen und für die Unschuld meines Geliebten, der in der nächsten Woche mein Gatte sein wird, bürgen!“

Unerschütterlich stützte Nla davon. Er begab sich nach einigen Augenblicken zum Kaiserminister, dem er den Fall vorzutragte und die beiden Nadelköpfe als Bezeugen anbot. Die Excellenz hörte ihm aufmerksam zu, ließ sich fortwährend den Wad und sagte schließlich mit wohlwollendem Nicken: „Nittschew! — So pflegt's überall zu gehen!... Auch im Kriege wird der Funder für die höchsten Taten seiner Untergebenen belohnt. Nicht alle können die Zapfenfelle bekommen. Die, welche sie am meisten verdienen, liegen stumm als Tode auf dem Schlachtfelde da... Emen Dunitzowitsch ist ein tüchtiger Beamter. Ich habe ihn schon für den Alexander Neust-Orden und den Orden eines Hofbedienten vorgeschlagen. Er hat daher auch den Orden der Jarowna gefunden!... Ich empfehle mich dem Herrn Kapitan in Onaben!... Adieu!“

**Die Tage des Wartens.**  
Von Leopold Sturm.

Es waren eigenartige Tage, die der letzten Augustwoche des Jahres 1870. Die große Schlacht bei Gravelotte war geschlagen, durch welche Marschall Bazaine nicht bloß eine Niederlage erlitten, sondern auch mit seiner ganzen Armee in Weg eingeschlossen war. Die Bedeutung des 18. August war nicht sofort aller Welt klar, am wenigsten den Franzosen, sowohl denen in Weg, wie denen außerhalb der festen Wälle. Somit hätte der Kriegsmilitär in Weg wohl kaum die Beschießung, welcher thatsächlich von ihm ausgegangen sind.

Die deutschen Armeen, nur diejenige des Prinzen Karl von Preußen war vor Weg zurückgezogen, marschierten auf Paris. Bei uns wartete man auf weitere Erfolge, noch mehr auf baldigen Frieden; waren doch die Opfer der ruhmgierigen Kämpfe außerordentlich schwere gewesen. Waren die deutschen Truppen erst vor der Millionenstadt Paris, dann mußte ja Alles schnell aus sein.

Wit einem Male ließen aber die Nachrichten von den vorrückenden Truppen nur noch spärlich ein; auch die Marschroute ward, so weit man es zu Hause übersehen konnte, eine andere. Das war doch kein Fröhliches, kaltes Draußen mehr auf Paris! Totten sich da unentwegt demannig eingeschickt? Was ließ sich die Augen an den Karten vom Kriegsschauplatz dabei finden, aber die haben auch keine Auskunft. Die Wartenden wurden nervös! Es konnte doch wenigstens etwas passieren!

Lebige Tage des Wartens! Nach dem schneidigen Kriegsanfang nun ansiehend ein Stillstand. Die 24 Stunden eines Tages schienen dreimal so lang zu werden. Und eine Depesche länger wie die andere! Endlich war wieder von einem Stornmügel die Rede, aber das lang Alles so außerordentlich vorlautig.

Und immer klarer wurde es all den Civilisten, daß die deutschen Armeen wirklich ganz und unbedenklich marschierten, als es der Fall sein sollte. Ganze Mollte vielleicht gar einen Spürer gemacht? Audenborn freilich — aber — wer konnte wissen...

Da, mit einem Male... Victoria! Ein bester Sieg bei Beaumont, weil es von der Seite von Paris. Da hatten also auch noch Franzosen, denen es Mollte besorgt hatte. Na, was hatte es ja gleich gesagt, dem kam Keiner durch die Lippen. Nun würde ihnen Alles gut werden!

Und noch Andere warteten! Das waren die Regierung der Kaiserin Eugenie, von Napoleon III. zur Regentin eingesetzt, und der neue Kriegsminister Fiala. Ihr Wad, nach welchem Marschall Mac Mahon mit seiner neu gebildeten Armee die auf Paris vorrückenden Deutschen im weiten Gange umgeben, die Belagerungsarmee vor Weg mit Bazaine zwischen zwei Feuern nehmen und vernichten sollte, war ja ganz unrichtig. So sehr unterschätzte man noch die Deutschen, überschätzte die Leistungen der eigenen Generale und der zum Teil recht marode gewordenen Truppen. Die heutigen Ereignisse hatten es der ausgeübten Aufmerksamkeit ihrer Generalität zu danken, daß sie von der Bewegung der Armee Mac Mahons so schnell Kenntnis erhielten und demgemäß die berühmte Schwelbung von der Richtung auf Paris nach der bestmöglichen Strecke zu vornehmen konnten. Sie mußten Alles, als Mac Mahon und seine Generale noch ganz vertrauensselig waren.

Selbst leichtsinnig und ausgelassen, schwadronierend und siegesficher waren die stänghischen Truppen noch in diesen Tagen. Entwä wäre der am besten Lage erfolgte Heberfall des fünften französischen Korps unter General Gallly bei Beaumont durch die Deutschen gar nicht möglich gewesen. Und auch nach dieser haben Verze letzte man noch alle Vorsichtsmaßregeln außer Acht. Mac Mahon

hatte die Erwartung, nach einem Aufbete noch immer auf Weg vorgehen zu können. Sedan brachte ihm die Enttäuschung.

Und noch Einer wartete! Napoleon III. Er hatte die Regentenschaft in Paris der Kaiserin Eugenie überlassen, in militärische Dinge mischte er sich nicht ein. Nach den Niederlagen von Weg hatte der Kaiser nicht nach Paris gehen können, eine Klammer dort würde sofort das Signal zur Revolution gegeben haben. So schloß er sich Mac Mahons Armee an.

Wie jene Stimmung war, läßt sich denken. Alles Großherren seiner Generale, das Besichtigungen ihrer eigenen Heiler konnte den siegebesungen Mann nicht täuschen, daß das Spiel bald verloren sei, wenn sich kein Glückstrahl zeige. Ein Erfolg, war er auch noch so klein, hätte die Bevölkerung vielleicht wieder beruhigt, er hoffte in lieberer Erwartung ihn vom Zuge auf Weg. Er wartete noch, als schon am ersten September bei Sedan das schwere Gefecht ausgebrochen, er wartete, bis Alles zusammenbrach, er schickte Wilhelm I. seinen Drogen ab. Die Tage des Wartens waren für Alle vorüber.

**Etwas über Krebs.**

Ein Bremer schreibt den „L. N. N.“ Folgendes: Unter Krebs, astacus fluviatilis, welcher früher über ganz Europa verbreitet war, kommt in größeren Mengen jetzt nur noch im Osten v. Nordseegegendes vor an arabischen Meer. Im Zeitig z. B. werden in der dreimonatlichen Saison nach 10000 Schod Speise, und 30000 Schod Gemütskräuter ausgeführt. Die letzteren sind größtenteils deutschen, die erstere aber fast ausschließlich fremdländischen Ursprungs. Das mit Krebsen reichlich gespeiste Südkorn verlor aus am meisten mit ihnen. Es ist hiermit nicht gesagt, daß Deutschland, wie früher ausgenommen wird, ganz arm an Krebsen sei, es fehlt nur an entsprechenden Erzeugnissen. Hier könnte ein größerer geistlicher Erfolg zur Verbesserung des früheren Zustandes viel beitragen: es dürfte unter allen Umständen nicht so viel Suppentriebe — Berlin hat das ganze Jahr freien Handel damit — weggenommen werden.

Ein ausgeprägter Krebs ist mindestens zwanzig Jahre alt, es würde also einer stengen und geduldigen Durchführung der Nahrung bedürfen, bis man wieder Tadelkrebe aus Oer und Warte haben könnte. Sehr erquickend für das Fortkommen der so empfindlichen Fische hat in der letzten Jahreszeiten reiche Verzehrausführung auf und den beiden Häfen gewährt; der Zubereitung der Strömen ein neues, erstes Wert an brachte sie theilweise aus alter Heimstätte, alle Fische wurden in unerschütterlicher Weise weggeschlagen, und die zarten Krebe durch das Fischen der Adampfer, durch die Wüste der Fische, insbesondere durch Säuren, reichlich besetzt. So mühsenswerth auch die Erzielung des Kreislaufs ist, in den Häfen ist, so kann man billigerweise nicht verlangen, daß der Industrieentwicklung dieserhalb Zwang angelegt werde, und daher erscheinen, jedoch auch in jenseitiger Hinsicht durch den Staat und Rechte gethan wird, die Erfolge, auf die man mittlerweile nun schon zwei Jahrzehnte wartet, sehr wenig sein.

Ein bloßes Einlegen kleiner Krebe aus fremden Gewässern ist nicht zulässig, da sie sich setzen akklimatisieren, und Krebsen selbst anzuzüchten, ist ein mühsames Ding. Man verliert dabei folgenbeurtheilt: Man nimmt einen großen, aus Weidwurzeln geschlagenen Behälter, der an den Strömungen fließender Flüsse hat, deren Uferungen ins Wasser reichen, und die mit jungen Wein angefüllt sind. Zu diesen, mittels natürlich geschlossenen Abflüssen legt man im August löcherige ovale Exemplare. Im October findet die Begattung statt, das Weibchen wird die befruchteten Eier in das Grün der Ähren ablegen. Nachdem Alles gut überwinteret, schlüpfen die winzigen Jungen Ende April, Anfang Mai aus: sie zu erhalten und zu pflanzen ist eine große Sache. Wegen Zerstörung durch Vögel und gegen Nahrungsmittel, wie Weidwurzeln und kammliche Fische, denen der junge, zarte Körper mit der schwachen Schilde ein willkommenes Nahrungsmittel ist, schütz der Krebs; als Nahrung dienen kleine Crustaceen, die man leicht selbst züchten kann, Fische, Schnecken u. s. w. Nachdem die Schale zum Herbst unerschütterlich geworden, überlege man die Züchter den der Freiheit. Erst im letzten Jahre wird der Krebs Suppentriebe und fortzuzüchtbar. Er wächst so langsam, weil sein Wachstum nur während der beiden Zählzeiten im Juni und August, und immer nur um die Größe seiner Schale, stattfindet. Reproduktions- und Ernährungsergebnisse bieten aber allerbaldig Gundern, um sagen zu können, man wolle mit Erfolg die Krebszucht wieder heimlich machen. Die Voraussetzungen, welche der F. z. noch nicht ertore Oer- und Warteherab bieten, und wie sie in südlichen, galizischen, schwedischen und finnischen

